

Nr. 73. Bromberg, den 28. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

17. Fortsetzung.

[illegible] besah mit [illegible] Wichtigkeit das komplizierte Sc[illegible]

„Ein Glück im Unglück, sonst hätten wir den Diebstahl wi[illegible] [illegible]türlich vor Sidney müß[illegible] wir den [illegible] gefaßt haben, denn sonst entkommt er dort mit der Beute auf Nimmerwiedersehen.“ Er fluchte vor Aufregung wie in seiner guten alten Zeit, wo er noch als Matrose auf der „Emden“ fuhr.

Ralph unterbrach ihn. „Das Rätselhafte ist das Verschwinden des Giftes, wer könnte an dem unscheinbaren Fläschchen, das nur einen Totenkopf als Etikette aufweist, Interesse haben. Von dem Vorhandensein dieses Giftes und seinen Wirkungen wissen an Bord nur wir vier, die wir im Salon sind.“ — Er wandte sich fragend an Mary. „Oder hast du vielleicht Fräulein Richter eingeweiht?“

„Mit keinem Wort, Ralph!“

Schreckensvoll warf sich Tommy auf die Knie. „Oh, Miß Mary, alter Tommy nicht haben gestohlen, Miß Mary soll nicht glauben so etwas!“

Mary fuhr ihm beruhigend über das Haar. „Steh auf, Tommy, davon kann ja gar keine Rede sein.“

Der Wintergarten stand Tag und Nacht offen. Es konnte also jeder ungehindert Eintritt finden. An die Möglichkeit eines Diebstahls war nie gedacht worden.

Kapitän Streck ging in Gedanken die Reihe seiner Leute durch. Es waren ja fast alles erprobte Jungens. Aber vielleicht war doch einer der Versuchung, ein für seine Verhältnisse reicher Mann zu werden, unterlegen. Das Gift hatte er wohl über Bord geworfen.

„Am besten wird es sein, in Sidney einen gewiegten Detektiv an Bord zu nehmen, ehe irgend jemand das Schiff verlassen darf!“ schlug Mary vor.

Streck schüttelte den Kopf. „Nee, Fräulein Mary, mit Detektivs lassen Sie mich zufrieden. Das kenne ich. Die schnüffeln das ganze Schiff durch, finden doch nix, und wir verlieren kostbare Tage.“

„Ich werde einen Aufruf erlassen“, meinte Ralph, „daß wir dem Diebe das Geld schenken, wenn er nur das Fläschchen wieder herausgibt.“

Auch dieser Plan fand nicht den Beifall Strecks. „Zwecklos, entweder er kennt die Wirkung des Giftes, dann weiß er, warum er es gestohlen hat und gibt es nicht heraus, oder er hat es nur auf das Geld abgesehen, dann hat er das für ihn wertlose Gift längst vernichtet. Es bleibt kein anderes Mittel, wir selbst müssen das Schiff von oben bis unten durchsuchen.“

Lia erschien in der Tür. „Was ist denn passiert? Das Schiff fährt nicht mehr, oben stehen die Leute und zerbrechen sich die Köpfe, weshalb?“

Ein mißtrauischer Blick Marys streifte sie.

Aber Lia stand unbefangen, die grauen Augen auf Ralph fragend gerichtet, da.

„Tjä, Fräulein Richter, denken Sie mal, wir haben einen Spitzbuben an Bord. So lange ich Kapitän auf der „Tarantella“ bin, ist so etwas noch nicht passiert. Heute nacht ist der kleine Tresor dort erbrochen, und 10 000 Dollars sind gestohlen worden!“

„Unmöglich!“ Ich habe doch bis zwei Uhr nachts hier gesessen und gelesen, und wenn nachher jemand den Schrank mit Gewalt geöffnet hätte, würde ich es doch gehört haben. Meine Schlafkabine liegt ja dicht nebenbei.“

Sie schwiegen alle, Ralph sah zu Boden.

Lia erblaßte. „Oh, haben Sie etwa Mißtrauen, daß ich selbst . . .?“ Sie stürzte an ihre Kabinentür und riß sie auf: „Bitte, meine Herrschaften, untersuchen Sie! Miß Mary, ich bin gern bereit, mich einer körperlichen Untersuchung zu unterziehen, bitte, rufen Sie die Stewardeß!“

Streck kraulte sich verlegen den Kopf. „Tjä, Fräulein Richter, dat is nu ein fauler Kram. Aber Ordnung muß sein. Wenn auf einem großen Steamer ein Diebstahl vorkommt, müssen sich schließlich auch alle Fahrgäste eine Durchsuchung gefallen lassen. Es ist ja bei Ihnen auch nur der Form wegen“, setzte er freundlich hinzu, als er Lias flammende Augen sah.

„Es ist eine Selbstverständlichkeit“, — ihre Stimme bebte — „Sie kennen mich zwar nun schon mehrere Wochen, aber bitte, — ich habe mich ja selbst zur Verfügung gestellt. Ich bestehe jetzt sogar darauf.“

Schweigend ging Ralph mit Streck in ihre Kabine.

„Verzeihen Sie, Fräulein Richter, ich hege nicht einen Moment den geringsten Verdacht, aber wir wollen doch kein Mittel unversucht lassen, es fehlt nämlich noch etwas — ein Gläschen Gift —“

„Man los, Mr. Torstensen“, Streck unterbrach ihn unwillig, „was Unangenehmes muß man möglichst schnell hinter sich kriegen.“

Die Stewardeß kam auf ein Klingelzeichen Marys herein.

Ralph stand tatenlos in der Mitte der Kabine, während Streck mit wichtiger Miene dieselbe untersuchte. Er öffnete alle Schubladen und Koffer, warf die Bücher durcheinander, durchwühlte das Bett, untersuchte die Kleider Lias. Es fand sich keine Spur weder von dem Gift, noch von den Dollarscheinen.

Ralph wurde ungeduldig. „Lassen Sie sein, Kapitän, Sie glauben doch nicht im Ernst, daß . . .“

Streck warf noch einen suchenden Blick umher. „Ich hab allerhand erlebt, ich glaube überhaupt nichts mehr. Aber eins glaube ich, daß in dieser Kabine weder das Gift noch die Dollars stecken.“

Sie gingen in den Salon zurück. Die Leibesvisitation war ebenso ergebnislos verlaufen. Etwas beschämt standen sie nun um Emmy Richter, die sich in einen Stuhl geworfen hatte.

Sie lachte hell auf. „Gott, was machen Sie für bedeppte Gesichter, meine Herrschaften, jetzt soll ich Sie wohl gar noch um Entschuldigung bitten? Aber ich nehme die Angelegenheit wirklich nicht tragisch. Auf meiner Reise nach Newyork mit Papa ist uns allen das Nämliche passiert, weil einer Filmdiva ein Perlenkollier abhanden gekommen war. Nachher stellte sich heraus, daß sie es zu Hause gelassen hatte. Also vergessen wir den kleinen Zwischenfall, und sehen wir uns nach dem wirklichen Diebe um.“

Streck betrachtete verlegen seine Stiefelspitzen. „Ich werde die Mannschaft antreten lassen, Mr. Torstensen, es bleibt nichts übrig, als daß wir das Matrosenlogis während dieser Zeit genau untersuchen.“

Ralph runzelte die Stirn. „Es ist peinlich, ich traue keinem meiner Leute so etwas zu.“

Plötzlich schlug Streck mit der Faust auf den Tisch. „Dunnerkiel, ich hab den Kierl! Ist es möglich, daß der Diebstahl schon vor mehreren Tagen ausgeführt wurde?“

„Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, wer hat sich täglich um das festverschlossene Schränkchen gekümmert?" antwortete Mary.

„Denn weiß ich, wer's war!" Und Streck erzählte, wie er den Funker Ebersstein in der Nacht über Deck gehen sah. „Jetzt weiß ich, was der Kierl für Rätsel gelöst hat. Die Sache ist sonnenklar, der Ebersstein hat das Geld gemaust."

„Ist das der lange Funker?" fragte Lia leichthin.

„Tja wohl!" Streck stand schon an der Tür. „Jetzt fällt mir auch auf, daß der Gauner sich stets überall zu schaffen machte, wo er nichts zu suchen hatte. Tommy, komm mal her!"

Zitternd gehorchte der Neger.

„Hat er dich mal ausgefragt, ob hier Geld versteckt ist, oder so was Ähnliches?" begann Streck das Verhör.

Tommy mußte nach einigem Nachdenken zugeben, daß Ebersstein allerdings ihn oftmals aufgesucht, und sich nach allem Möglichen erkundigt habe und daß er — Tommy — ihm erzählt habe, daß Master Ralph ein böses Gift in sich habe.

„Aha!" Strecks Stimme überschlug sich triumphierend, „der Kierl ist der Spitzbub. Hat den armen Nigger ausgeforscht und ausgepreßt. Na warte, du Hallunke, mit dir will ich mal ein paar Worte Plattdütsch reden!"

Er streifte die weißen Handschuhe von den roten Händen. „Son Swinegel!" rief er noch, dann war er zur Tür hinaus.

Ralph folgte ihm nach. Lia trat ihm in den Weg. „Mr. Torstensen, lassen Sie die Sache ruhig den Kapitän ausmachen, ich glaube, er versteht es besser, den Mann zum Geständnis zu bringen wie Sie. Aber nun erklären Sie mir doch wenigstens, was Tommy mit dem Gift gemeint hat, von dem er sprach."

Es blieb nun Ralph nichts anderes übrig, als Lia Ly in kurzen Worten die Tat Jack Dohertys zu erklären.

„Was gibt es doch für Schufte!" sagte Lia Ly leise, als er geendet hatte.

Ebersstein war inzwischen zum Kapitän in die Kajüte beordert worden, der hochroten Gesichtes vor seinem Schreibtisch saß. Das Schiff nahm die Fahrt wieder auf und dampfte mit halber Kraft auf Sidney zu.

Die Unterredung dauerte länger, als Mary, Ralph und Lia erwarteten. Es kam keine rechte Konversation auf. Immer wieder horchten sie, ob Strecks schwere Schritte nicht die Treppe herunterkämen. Besonders Lia ware von einer nervösen Unruhe, die sie vergeblich zu verbergen suchte, erfaßt.

Als Streck endlich erschien, stürzte sie als erste auf ihn zu:

„Nun, hat er es eingestanden?"

Streck streifte sie mit einem eigentümlichen Blick. „Noch nicht", sagte er zu den gespannt Aufhorchenden, „aber ich habe ihm gesagt, daß — wenn er das Gestohlene nicht herausgibt — er in Sidney der Polizei überantwortet wird. Hoffentlich überlegt er sich die Sache bis dahin."

Die „Tarantella" zog noch immer langsam ihren Kurs. Es schien beinahe, als ob sie ihre Geschwindigkeit noch mehr vermindert hätte.

Während der Unterredung im Salon ging Ebersstein zwischen Hans Claas und einem bärenstarken Kanadier der Besatzung über Deck.

„Pfui!" Hans Claas spuckte seinen Priem über die Reeling, „son Swinekerl, wer hätte das gedacht!" Und er versetzte ihm einen tüchtigen Knuff in die Seite.

„Bist mir wohl bös, Hans, was?"

„Sprich nicht mit mir!" schrie aufgeregt der Hamburger, „und vor allem segg mal „Sie" zu mir. Mit Spitzbuben will ich nichts zu tun haben! Wer weiß, was du Hallunke mit Fietje Stuhr gemacht hast,daß der arme Kerl plötzlich so krank wurde."

Ebersstein lachte gemütlich. „Den hab ich besoffen gemacht, mein Jung."

Die ganze Besatzung starrte dem Erwischten nach. Die meisten drehten sich verächtlich um, wenn der Dieb bei ihnen vorbeiging. Denn der Vorfall hatte sich trotz aller Vorsicht blitzschnell herumgesprochen.

Hans Claas zuckte es ordentlich in den Fäusten. „Daß du Lump auch ausgerechnet aus Hamburg sein mußt, na wart mal, wenn du von Bord kommst, denn kannst du was erleben." Man sah es Hans Claas an, daß er schon jetzt am liebsten über Ebersstein hergefallen wäre und ihm eine Tracht Prügel versetzt hätte.

„Du sollst man bald noch unsere „Neunschwänzige" kennenlernen!" rief er ihm noch nach, als er die Türe zu einer unter Wasser liegenden kleinen leeren Kabine von draußen verschloß, und sich als Wache davor postierte.

Sidney kam in Sicht. Plötzlich drang aus dem Maschinenraum ein dumpfer Knall.

Weißer Dampf strömte mit zischendem Geräusch in die Höhe.

Streck sprang so heftig auf, daß der Stuhl, auf dem er gesessen hatte, umschlug, und rannte ohne ein Wort zu sagen, nach oben.

Die anderen folgten. Die gesammte Mannschaft stürzte an Deck.

Die Schraube machte noch einige müde Umdrehungen, dann stand sie still.

Streck war im Maschinenraum verschwunden. Der ausströmende Dampf stieg immer stärker in die Höhe, und hüllte das Mittelteil der Jacht in einen dichten weißen Nebel. Die Alarmglocke ertönte schrill und unheilverkündend: Alle Mann an Deck!!

„Um Gotteswillen", Lia wurde schreckensbleich — „was ist passiert?"

Da tauchte auch schon Strecks verstörtes Gesicht aus der Maschinenluke auf. „Das große Dampfrohr ist geplatzt, weiß der Kuckuck, wodurch, und hat die Schiffswand durchschlagen, das Schiff ist leck, wir sinken! Rasch alle Mann in die Boote, nur das Notwendigste mitnehmen, in fünf Minuten muß das Schiff verlassen sein!"

Das Manöver war oft geübt worden. Das Meer war ruhig — eine unmittelbare Gefahr schien ausgeschlossen. Sidney konnte in den Booten leicht erreicht werden. Die Mannschaft arbeitete musterhaft. In Kürze waren die Boote herabgelassen.

Ralph und Mary nahmen in der Dampfpinasse Platz, Streck stand auf der Kommandobrücke: „Nee, nee", rief er, als Ralph ihn bat, zu ihm zu kommen, „ich bleibe vorläufig mit acht Mann an Bord. Wir wollen versuchen, das Schiff vielleicht doch zu retten."

Die „Tarantella" lag noch immer unbeweglich auf der ruhigen See.

Lia Ly hastete, ihr kleines Handköfferchen in der Hand, eiligst in die Pinasse. Eine angstvolle Blässe hatte ihr Gesicht überzogen.

„Solch ein Unglück, solch ein Unglück!" murmelte sie fortgesetzt.

Hans Claas stand vor der kleinen Kabinentür. Auch er hatte die Explosion gehört, aber da er spürte, daß die Lage des Schiffes sich nicht veränderte, glaubte er an keine unmittelbare Gefahr. So beschloß er, trotz des Alarms, den ihm angewiesenen Posten vorläufig nicht zu verlassen. Schließlich — so überlegte er — konnte er ja auch Ebersstein nicht ertrinken lassen, falls die „Tarantella" auf Grund ging.

Da merkte er, wie hinter ihm leise die Tür, die fest verschlossen war, mit einem Nachschlüssel geöffnet wurde, und ehe er noch zur Besinnung kam, hatte ihn ein Jiu-Jitsuschlag von Ebersstein mit ungeahnter Kraft an die Halsschlagader getroffen und kampfunfähig zu Boden geworfen.

Mit ein paar großen Sätzen erreichte Ebersstein das Deck und war an der verdutzten Mannschaft vorbei, in die Pinasse, die eben von der „Tarantella" losmachte, gesprungen.

Wie ein Wolf über die Hürde setzt, und inmitten der erschreckt auseinander stiebenden Herde steht, so stand Ebersstein vor Lia Ly in dem schwankenden Boot.

Das Folgende war das Werk weniger Sekunden. Mit einem raschen Griff hatte er Lia das Köfferchen entrissen, es fest unter den Arm genommen, und war in die kleine Kajüte geeilt, die er hinter sich abschloß.

„Alle Mann an Bord!" Strecks gewaltige Stimme donnerte über die See. „Die „Tarantella" ist wieder klar zur Fahrt!"

Das zischende Geräusch des ausströmenden Dampfes hörte auf. Die Maschinentelegraphen schlugen an. Langsam setzte sich die „Tarantella" in Bewegung, um die Pinasse und die Ruderboote aufzunehmen.

Ralph, Mary und Lia waren aufgesprungen und starrten einander an.

„Was war das?" stammelte Lia Ly mit blutleeren Lippen.

Ebersstein erschien aus der Kajüte der Pinasse und schon schnappten Handfesseln um die Gelenke der Verbrecherin.

„So, Fräulein Lia Ly, endlich einmal auf frischer Tat ertappt."

Er machte eine chevalereske Verbeugung zu Mary und Ralph: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Kriminalkommissar von Ebersstein vom Berliner Polizeipräsidium, in Sonderauftrag zur Überführung der Hochstaplerin Lia Ly — alias Emmy Richter, in Wirklichkeit Emilie Kunze aus Pankow."

In diesem Augenblick fiel die liebenswürdig-kokette Maske von Lia Lys Gesicht. Ihre kalten grauen Augen richteten sich voller Haß auf den Detektiv: „Spitzel!" Dann wandte sie sich verächtlich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ostersitten und -Gebräuche.

Es muß doch Frühling werden! Diese zuversichtliche Stimmung erfüllt uns in all den sonnigen letzten Wochen, und es ist durchaus natürlich, daß Osterjubel und Auferstehungsfreude eins werden mit der Freude über den endlich wiederkehrenden Frühling. Da ist es auch selbstverständlich, daß schon seit der heidnischen Zeit die Ostersitten sich vielfach so mit den Frühlingssitten vermischt haben, daß sie von einander nicht mehr zu unterscheiden sind. Das Osterfest wurde seit der altchristlichen Zeit von der Kirche als ein Fest der Freude gefeiert, und dasselbe Gepräge trug die heidnische Frühlingsfeier. Noch heute flammt in manchen Gegenden Deutschlands am Abend des Ostertages ein mächtiges Feuer auf, in dem die Strohpuppe als Symbol des Winters, oft aber auch als Judas gedeutet, verbrannt wird. Die aufgehende Ostersonne, die die erste Zeugin der Auferstehung war, hat auch besondere Wunderkraft. Das frische Quellwasser, das das Mädchen bei ihren Strahlen holt, hat die Eigenschaft, unvergängliche Schönheit zu verleihen, wenn nicht ein mutwilliger Bursche es in Plapperwasser verwandelt. Schmackostern haben mit Schmecken nichts zu tun, sondern kommen vom mittelniederdeutschen Smaken gleich Schlagen. Am ersten Ostertag werden die Mädchen oder sonst liebe Freunde und Verwandte aus ihrem Morgenschlaf aufgepeitscht, aus lauter ausgelassener Freude über den erwachenden Frühling. Die mit unserem Osterfest besonders für Kinderbegriffe untrennbar verbundenen Ostereier haben ebenso wie ihr gütiger Spender, der Osterhase, mit einem christlichen Ostern nichts zu tun. Sie sind das Zeichen der Fruchtbarkeit und des neuerwachenden und keimenden Lebens. Groß ist auch die Freude, daß zu Ostern die Glocken wieder ertönen, die seit Gründonnerstag in den stillen Tagen geschwiegen haben.

Anklänge an verschiedene dieser Sitten finden wir auch im polnischen Volkstum, wo wir, die wir hier aufgewachsen sind, sie von Jugend auf fast besser kennen als unsere deutschen Volkssitten. Auch hier schweigen die Glocken und am Karfreitag zieht die Jugend mit ihren Knarren um die Kirche, eigentlich um den Winter zu vertreiben, später in der Absicht, die Glocken zu ersetzen. Parallel dem Schmackostern üben die polnischen Burschen den Dingus. Mit dem Aufhören der Fastenzeit hängt der besonders reiche Osterschmaus zusammen, der sich als Święconka auch außerhalb der polnischen Kreise eingebürgert hat. Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß das deutsche Weihnachtsfest und der deutsche Weihnachtsbaum mit all seinem Zauber sich auch das polnische Volksgemüt erobert hat, während man andererseits fast sagen möchte, daß die deutschen Ostersitten in unseren Gegenden hinter den polnischen zurücktreten. Noch reichere und vielfältigere Ostersitten gibt es im ukrainischen Volkstum, wo die griechisch-katholische Lehre das Osterfest an die erste Stelle der kirchlichen Feste rückt. Während das deutsche Volk z. B. einen reichen Schatz weihnachtlicher Lieder aus alter und neuer Zeit besitzt, haben sich außer unseren Osterchorälen nur wenige alte Osterlieder erhalten. Umgekehrt kennt das ukrainische Volkstum eine große Fülle von Osterliedern. Für uns, die wir mit dem Slawentum ständig in enge Berührung kommen, hat es einen eigenen Reiz, auch diese fremden Sitten kennen zu lernen, ohne daß wir unsere eigenen darüber vergessen und gering achten dürfen. Im letzten Grunde ist die Sitte aber nur Form und bleibt leer, wenn wir ihr nicht den rechten Inhalt geben. Ostern ist nicht abhängig vom Frühling, wohl aber unsere Osterfreude vom Glauben an die Auferstehung, die Tod und Welt überwunden hat.

Die Todesliste Tutankhamons.

Die Opfer des Pharaonengrabes.

Vor kurzer Zeit starb in London die Witwe des Lord Carnavon. Lord Carnavon war bekanntlich der Entdecker des berühmtgewordenen Pharaonengrabes Tuntankhamons. Das ist jetzt sieben Jahre her.

Lady Carnavon starb am Stich einer giftigen Fliege. „Es ist eine neue ernste Mahnung für diejenigen, die die Ruhe des toten Pharaonen stören", — sprechen die Abergläubischen. Im Jahre 1922 fand Lord Carnavon die Mumie Tutankhamons. Vor dem Eingang fand sich ein Papyrus mit Verwünschungen und Drohungen für diejenigen, die es wagen sollten, ihn in seiner Ruhe zu stören. Die Neugierde der Welt, die Forschungswut der englischen Gelehrten ließen keine Bedenken aufkommen. Die Grabkammer wurde erbrochen. Ihr einzigartiger Inhalt, ihre Schätze und Wunder waren wochenlang, die große Sensation. Es war zweifellos eine der größten archäologischen Entdeckungen aller Zeiten. Die ägyptische Kultur, eine der tiefsten und künstlerischsten des ganzen Altertums, wurde über Nacht so etwas wie eine Modeangelegenheit. Kleider und Frisuren à la Tutankhamon entstanden, während die Gelehrten verglichen und prüften.

Tutankhamon aber, vor viertausend Jahren Pharao von Ägypten, war endgültig aus seiner Grabesruhe gestört. Der Papyrus und die warnenden Skripturen an den Wänden hatten auf die Menschheit von 1922 nicht den geringsten Eindruck gemacht. Und nun starb, wie gesagt, vor kurzer Zeit in London die Witwe Lord Carnavons am Stich einer giftigen Fliege. Damit ist die lange Liste vorläufig fertig, die Liste derjenigen, die, wie Abergläubische ohne Unterlaß versichern, der Fluch Tutankhamons getroffen hat. Die Liste beginnt mit zwei gelehrten Mitarbeitern Lord Carnavons: Professor Newbarry von der Londoner Universität, und Dale, einem Amerikaner. Beider Todesursache ist unbekant geblieben. Das war im Jahre 1923.

Im Jahre 1924 starb Lord Carnavon selber am Stich einer giftigen Fliege. Im Jahre 1925 erkrankte Howart Parker, der wissenschaftliche Leiter der Expedition Lord Carnavons, schwebte wochenlang in unmittelbarer Todesgefahr und wurde nur durch die verzweifelten Anstrengungen Lady Carnavons, die ihn pflegte, am Leben erhalten. Im Jahre 1926 starb Professar Right, ein berühmter Röntgologe, der von Howart Parker eingeladen worden war, die Mumie Tutankhamons mit Röntgenstrahlen zu durchleuchten. Seine Untersuchungen führten bekanntlich zum Nachweis, daß der Pharao in jungen Jahren an Lungentuberkulose gestorben sei.

Im Jahre 1927 setzte der kanadische Gelehrte Laffler die Nachforschungen im Grabgewölbe Tutankhamons fort. Er starb in der Nähe von Luxor ebenfalls am Stich einer giftigen Fliege. Im Jahre 1928 war es einer der Direktoren des Pariser „Louvre", der im Grabgewölbe Tutankhamons Aufnahmen machen sollte und nach schwerer Krankheit am Biß eines unbekannten giftigen Insektes starb. Nun starb in London Lady Carnavon am Stich einer giftigen Fliege .... Inzwischen ist die Mumie Tutankhamons schon längst im Britischen Museum ausgestellt worden. Auch der Sarg trägt dieselbe warnende Inschrift: „Verflucht sei jeder, der meinen Körper berührt!"

Auch wenn man von allem Abergläubischen und Rein-Zufälligen absieht, bliebt noch genug des Unheimlichen in dieser langen Liste der Opfer Tutankhamons. Vielleicht wird es eines Tages gelingen, jene giftige Mücke festzustellen, an der die meisten Opfer Tutankhamons starben. Vielleicht wird sogar ein gewisser Zusammenhang in all den unheimlichen Zufälligkeiten entdeckt werden können. Das wird nichts daran ändern, daß große archäologische Entdeckungen auch in Zukunft ihre Opfer fordern werden. Denn gerade im Falle Tutankhamons haben die englischen Archäologen nichts anderes getan, als — sehr gegen den Willen der ägyptischen Regierung — die Grabstätten toter Könige erbrochen und den Inhalt in Museen verschleppt.

Es haben sich seinerzeit im Falle des Tutankhamongrabes sehr gewichtige Stimmen gemeldet, die dem Ausgrabungsfieber der Archäologie gegenüberstanden. Und sie haben wenigstens mit einem Argument recht, nämlich mit dem, daß zahlreiche Schätze, dadurch, daß sie in europäische und amerikanische Museen abwandern, durchaus nicht vor der Vernichtung bewahrt bleiben. Denn erstens einmal sind alle diese Museen sehr viel vergänglicher als etwa die ägyptischen Pyramiden und zweitens einmal ist es Tatsache, — daß die ägyptischen Präparatoren, die die Pharaonen einbalsamierten, nicht mit dem europäischen Klima gerechnet haben., Gerade im britischen Museum zeigen Mumien, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführt wurden, ganz bedenkliche Verfallserscheinungen. Eine ganze Anzahl ist der öffentlichen Besichtigung nicht mehr zugänglich, weil ihr Zustand das nicht mehr erlaubt.

Es steht also sehr zu befürchten, daß in einigen Jahrzehnten auch die Mumie Tutankhamons endgültig in Staub zerfällt. Er hat eben nicht damit gerechnet, viertausend Jahre nach seinem Tode dem englischen Klima ausgesetzt zu werden und zieht infolge Nichtbeachtung seiner letzten Verfügungen die letzten Konsequenzen. Hätte man nicht wirklich besser daran getan, den Vorschlag der ägyptischen Regierung seinerzeit anzunehmen und das Grab Tutankhamons, wie es lag und stand, in ein Nationalmuseum zu verwandeln?

Auch diese rätselhafte Kette der Toten um Tutankhamon wird den abdämpfungswürdigen Übereifer der Archäologen in Zukunft nicht abschrecken. Der Archäologe, der keine Pietät kennen darf, hat auch für den Aberglauben nichts übrig. Auch dann nicht, wenn er noch extra schriftlich gewarnt wird, wie im Falle dieses Pharaonen, der vor viertausend Jahren sehr jung an Tuberkulose starb und seine Ruhe haben wollte.

Walter F. Eria.

Caligulas Sarg.

Von Gustav W. Eberlein (Rom).

Es ist also ausgemacht: an Ostern taucht Gajus Cäsar Caligula aus der Versenkung auf, in der er 1900 Jahre lang Zeit hatte, über seine Sünden nachzudenken. Ein schrecklicher Mensch das, man wagt ihn einer höheren Tochter kaum vorzustellen. Übrigens lag das in der Familie. Seine Mutter starb auf einer Verbannungsinsel den Hungertod, weil sie, die Witwe des Germanikus, bei der Polizei nicht gut angeschrieben war, und seine Schwester, die in Köln geborene Julia Agrippina, gab ihrem Mann, dem Kaiser Claudius, Gift, damit ihr Sohn aus erster Ehe auf den Thron käme. Er hieß Nero und zahlte es ihr bekanntlich auf ähnliche Weise heim.

Aus dem Strafregister des Gajus kann uns heute interessieren, daß er gleichfalls am schönen Rhein seine Kindheit verlebte, unter den Besatzungstruppen, die ihm den Spitznamen „Soldatenstiefelchen" gaben, eben Caligula. Der Tod des Tiberius brachte ihm die Herrschaft über Rom ein, wo er ein mondänes Leben führte. Es wird ihm nun vorgeworfen, den heiligen Hain der Diana, den Nemus Dianae, zu unsittlichen Zwecken mißbraucht, ja, auf dem „Spiegel der Diana", dem spiegelglatten Kratersee dort eine Prachtgaleere, ein Prunkschiff, einen schwimmenden Orgienpalast unterhalten zu haben. Dieses corpus delicti kommt nun also in Nemi zum Vorschein. Auf Befehl des Cäsars Mussolini.

Blättert man in den Akten, so erscheint es zweifelhaft, ob die wütende Diana das Schiff schon zu Lebzeiten Caligulas in den Drund bohrte oder vorsichtigerweise erst dann, als der Tyrann den vorbildlichen Tod Cäsars gestorben war. Wir wissen nur, das kann man bereits sehen, daß die verdächtige Behausung mit dem Heck voran in den Hafen geschleppt und kurz davor von den sonst so sanften Fluten verschlungen worden war. Die Taucher haben die Lage des Wracks einwandfrei festgestellt, die Geometer eine Länge von 64 Metern abgesteckt und heute traf mein tiefgehender Ruderschlag etwas Hartes, worauf sich das Wasser mulmig trübte.

Da hilft kein Leugnen mehr, die Skeptiker sind geschlagen: nur noch 1 Meter Wasser über dem pompösen Sarg!

Bleiben wir ganz nüchtern, rechnen wir ohne Furcht vor den giftigen Fliegen Tutanchamons: die Pumpen saugen täglich 5 Zentimeter Wasserhöhe ab„ macht in 14 Tagen 70 Zentimeter. Da aber der Abgang durch Regenfälle ausgeglichen wird, andererseits jetzt neue Pumpen, tiefer liegende, in Betrieb gesetzt wurden, die Tag und Nacht saugen, saugen, saugen — so muß am 25. März der Spiegel der Diana von der Reeling durchstoßen werden. Dann wird man fieberhaft scheuern und putzen, denn das Schiff liegt nicht etwa glasklar vor den märchenhungrigen Augen wie die Schätze Vinetas, sondern ist von dem Schutt und Geröll, das so viele Jahre von den Kraterwänden abbröckelte und in den Seetrichter stürzte, eingemummt, dann wird der Duce kommen, der den kühnen Aderlaß vornahm, und dann, wenn die Osterglocken läuten, dann — — nun, es je nicht nötig, denen den Mund wässerig zu machen, die nicht dabei sein können. Die Archäologen schlafen schon nicht mehr.

In einer endlosen Autokette, die den Tiber mit dem Kratersee verbindet, strömt das Publikum bereits jetzt an den Sonntagen zu dem Sensationsprozeß. Die meisten Neugierigen bleiben freilich am Topfrand kleben, denn der Abstieg ist deshalb nicht sehr angenehm, weil man auch wieder herauf muß, aber Scharen von Arbeitern arbeiten bei Sonne und Fackeln, um die fahrbare Straße, die bis zu den Schiffen führen wird, rechtzeitig zur Hochsaison fertig zu bringen.

Dabei fördern sie Haufen von antikem Gerümpel zutage, irdene Krüge, gewöhnliche Wasserkrüge und solche mit wundervollen Ziselierungen, jetzt ein Medusenhaupt, jetzt einen bronzenen Nagel, dort sogar einen eisernen. Eichenrippen, Marmor . . . Man wird den ganzen Seegrund durchsieben.

Das eine Schiff liegt mit dem Heck nur 5 Meter tief, mit der Spitze 12, das andere, größere, 71 Meter lang, jedoch 15 und 20 Meter, so daß der Sommer vergehen wird, bis die ganze Herrlichkeit trocken liegt und eine wundersame Legende sich in ein — Museum verwandelt.

Die eugenische Forderung.

Die deutsche Gesellschaft für Sexualreform propagiert eine „Lex Zwickau", welche der Medizinalrat Dr. Boeters entworfen hat und die wieder einmal die Sterilisierung minderwertiger Menschen verlangt. Dieses „Gesetz über die Verhütung unwerten Lebens durch operative Maßnahmen" soll eine Anzahl von Individuen an der Fortpflanzung verhindern: solche mit angeborener Blindheit oder Taubheit, Epileptiker, Schwachsinnige, Geisteskranke, Frauen und Mädchen, welche wiederholt Kinder geboren haben, deren Vaterschaft sich nicht feststellen läßt, Strafgefangene, deren erbliche Minderwertigkeit außer Zweifel steht, und Sexual-Schwerverbrecher. (Erbliche Minderwertigkeit ist, wie die Ausführungsverordnung besagt, insbesondere anzunehmen bei Trunksucht, Morphium- oder Kokain-Mißbrauch, unverbesserlicher Arbeitsscheu, sowie bei unverbesserlichen Landstreichern.) Die Sterilisierung wird von der Medizinalbehörde beschlossen, und wenn der gesetzliche Vertreter Einspruch erhebt, wird vom Amtsgerichte nach Anhörung der Gemeindebehörde, der nächsten Angehörigen, eines Sachverständigen für Erblichkeitsforschung und evtl. des bisherigen Lehrers über den Eingriff entschieden.

Dieser Vorschlag erscheint der „Vossischen Zeitung", der wir diese Nachricht entnehmen, jetzt mindestens diskussionsreif. Er ist von starkem eugenischen Willen getragen und im wesentlichen rein biologisch fundiert. Die heutige Technik der Sterilisierung benachteiligt niemand in der Entwicklung, stört das innersekretorische Gleichgewicht nicht und schafft weder nach dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch, noch nach dem geltenden Kirchenrecht ein Hindernis in bezug auf die Ehe. Und wenn wirklich Vorbeugen besser als Heilen ist, hier wäre ein Weg, die Gesamtheit zu schützen, ohne den einzelnen unbillig zu beschränken.



Bunte Chronik



* **Der unverzollte elektrische Strom.** Vor einigen Monaten prüfte ein Bücherrevisor im Auftrag der Finanzbehörden die Rechnungsführung einer großen französischen Elektrizitätsgesellschaft, deren Sitz sich in Nancy befindet. Hierbei fiel dem Prüfenden auf, daß die Gesellschaft im Laufe der letzten drei Jahre für beinahe vierzig Millionen Franken Strom aus der Schweiz bezogen und an ihre Abnehmer im französischen Teil des Jura geliefert hatte. Der Revisor teilte seine Entdeckung dem in Frage kommenden Zollamt mit. Hier wurde festgestellt, daß keinerlei Zollerklärung von seiten der Gesellschaft erfolgt war. Das Werk wurde daraufhin wegen Zollhinterziehung angezeigt. Die erste Instanz wies die Klage mit der Begründung ab, elektrischen Strom könne man nicht als Ware im Sinne der Zollvorschriften ansehen. Das Zollamt legte Berufung ein, und das Kassationsgericht entschied, daß auch elektrischer Strom als Ware zu betrachten und deshalb zu verzollen sei. Merkwürdig ist die Tatsache, daß eine Überlandleitung seit mehr als drei Jahren die französisch-schweizerische Grenzen überspannen konnte, ohne die Aufmerksamkeit der Behörden zu erregen.

*

* **Der verrückte Brückenzöllner von Kroonstad.** Die Einwohner von Parys und Kroonstad im ehemaligen Oranje-Freistaat waren zu der Einsicht gekommen, daß eine Brücke über den zwischen beiden Orten liegenden Nebenfluß des Vaal den Kraftwagenverkehr außerordentlich heben würde. Das Straßenbauamt verschloß sich diesen Wünschen nicht und baute eine wunderschöne Brücke, die nach Beendigung der Regenzeit dem Verkehr übergeben werden sollte. Deshalb wurden vorläufig an beiden Ausgängen Tafeln aufgestellt: „Gesperrt!" Dann überließ das Bauamt die Brücke ihrem Schicksal. Natürlich kehrte sich niemand an das Verbot, und täglich erschien eine Anzahl Kraftwagen vor der Brücke. Dort wurde jeder durch einen Europäer aufgehalten: „Erst zehn Schilling Brückenzoll zahlen!" Wollte sich einer zur Wehr setzen, so erschien auf einen Wink des modernen Horatius Cocles hin ein Trupp Schwarzer und rollte fürchterlich mit den Augen. Die meisten Fahrer zahlten hierauf. Sie mußten dann den Motor abstellen und wurden von den Schwarzen zum anderen Ufer hinüber geschoben. Ein Kraftfahrer, der den Brückenzoll nicht erlegen wollte, wurde kurzer Hand in den Fluß gejagt und rettete sich und seinen Wagen nur mit knapper Not. Auf verschiedene Beschwerden hin erschien die berittene Polizei an der Brücke, fand aber keine Menschenseele. Kaum wandte sie dagegen den Rücken, so war der selbstherrliche Brückenzöllner wieder an Ort und Stelle. Jetzt hat sich der Direktor des Straßenbauamtes selbst auf die Socken gemacht, um den Unfug abzustellen. Man glaubt, daß es sich bei dem merkwürdigen Brückenwärter um einen geistig Unzurechnungsfähigen handelt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.